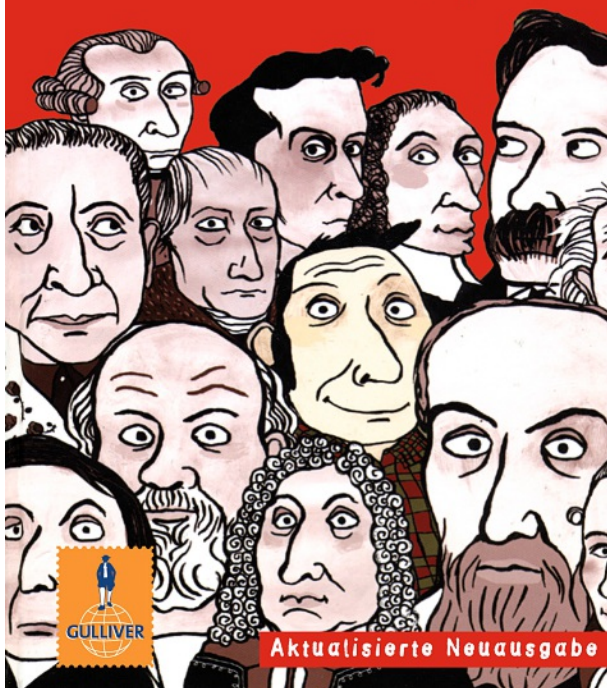


Jens Soentgen
Selbstdenken!

20 Praktiken der Philosophie



Leseprobe aus: Soentgen, Selbstdenken!, ISBN 978-3-407-75526-1

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75526-1>

Einleitung

Unter den Ärzten der Antike gab es die Gruppe der sogenannten Methodiker – sie waren, wie der Name schon sagt, höchst systematische Geister. Sie wollten Ordnung in das Chaos der Medizin bringen. Wozu die unübersehbar vielen Verfahren, Heilmittel und Heilkräuter? Die Methodiker waren der Ansicht, dass man alle Krankheiten mit ein und derselben Methode behandeln könne. Geniale Idee! Doch worin bestand jene wunderbare Einheitsmethode? Wir wissen es leider nicht genau. Denn die Methodiker verschwanden, nachdem sie kurze Zeit sehr in Mode waren und sogar am römischen Kaiserhof wirkten, vollständig von der Bildfläche.

Auch in der Philosophie hört man bereits in der Antike die Meinung, alle philosophischen Probleme ließen sich auf ein und dieselbe Weise glücklich behandeln. Doch im Unterschied zu den Methodikern in der Medizin sind die philosophischen Methodiker keineswegs ausgestorben. Vielmehr wird bis heute immer wieder verkündet, man habe jetzt *die* philosophische Methode entdeckt, von der überall Fortschritte zu erwarten seien. In den letzten hundert Jahren wurden in diesem Sinne etwa die phänomenologische Reduktion, die Hermeneutik oder auch die logische Analyse angeboten: je geheimnisvoller der Name, desto besser. Und wo die Methode mal nicht passte, hat man das entsprechende Thema kurzerhand für unsinnig erklärt.

Die Wahrheit ist aber, dass man in der Philosophie ebenso wie in der Medizin mit einer Vielzahl von Verfahren arbeiten muss. Beobachtet man philosophische Diskussionen, so entdeckt man eine bunte Vielfalt von Praktiken: Das Parodieren gehört ebenso dazu wie die Verfahren des Definierens und des Unterscheidens. Diese Praktiken hängen zusammen – doch die Bezüge sind nicht so eng, dass die eine Praktik ohne die anderen nicht funktionieren könnte. Alle Kapitel dieses Buches sind deshalb so gehalten, dass sie auch einzeln gelesen werden können. Anders als eine Methode setzt eine Praktik keinen eigenen Standpunkt voraus, der ihr die Richtung vorgibt. Ihr genügt eine bestimmte Gelegenheit, zum

10 *Einleitung*

Beispiel eine Meinung, die ein anderer formuliert hat. Praktiken lassen sich überall einsetzen, wo über Ideen diskutiert wird, sei das nun in einer philosophischen Debatte über den Sinn des Lebens, im politischen Kommentar einer Zeitung oder beim Familienstreit über das nächste Urlaubsziel.

Die erste Kollektion solcher Praktiken hat Aristoteles (384–322 v.Chr.) veröffentlicht: die sogenannte *Topik*, eine seiner frühesten Schriften. Als er sie schrieb, war er ein junger Mann von vielleicht neunzehn oder zwanzig Jahren, der versuchte, sich in den Debatten der platonischen Akademie, in die er eingetreten war, zurechtzufinden. Er sammelte Denk- und Argumentationsmuster, die bei verschiedenen Gelegenheiten wiederkehrten und in vielen Diskussionen unabhängig vom Thema nützlich waren. Solche Muster nannte er *topoi*. *Topos* heißt so viel wie Ort oder Gegend. Im übertragenen Sinn ist eine Gedankengegend gemeint, in der es lohnt einmal nachzusehen.

In der *Topik* finden sich etwa dreihundert solcher Muster. Später, als Aristoteles nicht mehr Schüler, sondern selbst Lehrer war, verwendete er die Schrift in seinem Unterricht. Sie ist ein Einführungskurs in die Philosophie und zugleich eine Schule der Bildung. Denn als gebildet gilt bei den Athenern nicht etwa der, der vieles weiß. Gebildet nennt man vielmehr denjenigen, der im Kopf beweglich ist, der sich zu jedem Thema eine Meinung bilden kann, neue Ideen und Argumente entwickelt und mit Ideen spielerisch umgehen kann, statt sie stumpf zu wiederholen.

Für den heutigen Leser ist die *Topik* eine schwierige Lektüre – sie ist in jenem dichten, holprigen Telegrammstil abgefasst, der für die aristotelischen Lehrschriften typisch ist. Zudem berücksichtigt Aristoteles überwiegend Praktiken, die mit der Definition eines Begriffs zusammenhängen – weil dieses Thema in der platonischen Akademie im Vordergrund stand. Seine Muster illustriert Aristoteles mit Beispielen, die man oftmals erst entschlüsseln muss, um sie zu verstehen – weil sie auf Wissen und Gedanken beruhen, die uns fremd geworden sind.

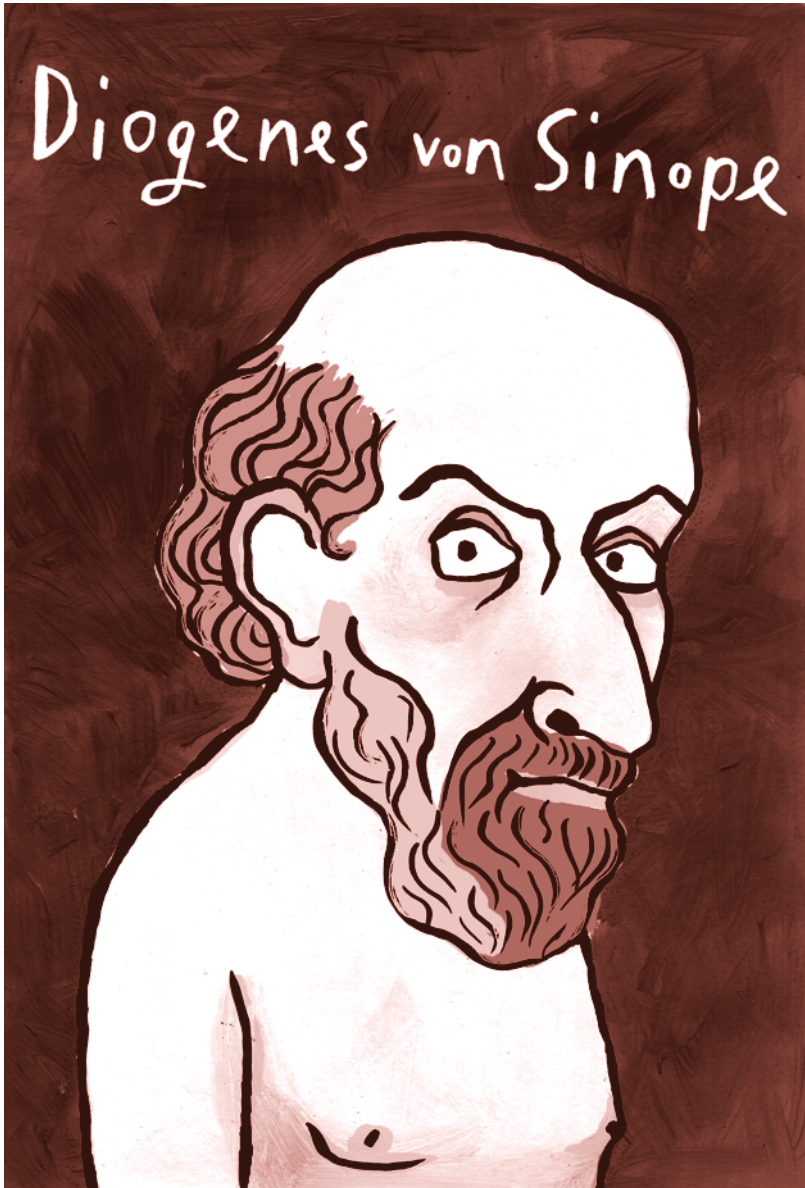
Daher ist es Zeit für eine neue Kollektion, ein buntes Album, das darlegt, wie das Denken funktioniert. Dabei geht es nicht um *Wissen*, sondern um das philosophische *Können*. Dieses Können geht nicht darin auf, Argumente zu produzieren und Thesen aufzustellen. Es hat etwas mit Träumen und Phantasieren zu tun und ist wie ein unterhaltsames *Spiel* – das einlädt, mitzuspielen.

Entstanden ist das Album ganz ähnlich wie das des Aristoteles: aus dem Geist des Abguckens. Was tun Philosophen, wenn sie philosophieren? Beobachtet man die philosophische Diskussion, so stellt sich heraus, dass das gewöhnliche Bild eines gemessenen, methodischen Schreitens von These zu These falsch ist. Vielmehr entdeckt man ein Gewusel wie auf einem Volksfest. Da wird nicht nur vorgetragen und erklärt, sondern gehohlt und gezischt, gelacht, gesungen und geflucht. Das Denken ist nicht so blutleer, wie es bisweilen erscheint. Seine Vielfalt ist erstaunlich und lässt sich kaum erschöpfend darstellen. Die Praktiken, die im Folgenden vorgestellt werden, sind nur eine kleine Auswahl. Wenn man einmal auf die Muster aufmerksam geworden ist, wird man leicht weitere finden. Auch Querverbindungen sind zu entdecken: Denn die Praktiken werden zwar einzeln dargestellt, stehen jedoch untereinander in engen Beziehungen. Die *Beispiele* habe ich politischen Reden entnommen, andere der Literatur, viele dem Alltag. Deshalb tauchen in den Dialogen, mit denen ich die Praktiken illustriere, nicht nur Sokrates auf, sondern auch Herr und Frau Meier.

Die *Spiele* und Phantasien, die zwischen die Kapitel eingestreut sind, zeigen, dass man sich der Philosophie auch auf leichtem Fuß nähern kann. Die *Literaturangaben* sind auf ein Minimum beschränkt. Im Anschluss an die einzelnen Kapitel nenne ich einige Texte, die für eine weiterführende Beschäftigung nützlich sind.

Alle Praktiken haben das Ziel, die Abhängigkeit von den Meinungen anderer zu verringern. Sie erschließen Quellen für Einfälle und Ideen und schärfen das Urteil. Darin liegt ihre befreiende Kraft. Sie stärken die Fähigkeit, *selbst zu denken*.

12 *Provozieren*



1. Provozieren

Seit ihren Anfängen war die Philosophie eine Form der Provokation. Schon Sokrates (470–399 v. Chr.) galt als öffentliches Ärgernis. Seine ärmliche äußere Erscheinung war eine Herausforderung – anders als seine oftmals reichen Schüler trug er keinen Schmuck und lief barfuß, was ihm teils Bewunderung, teils Spott eintrug. Die üblichen Werte wie Erfolg oder Wohlstand stellte er in Frage oder machte sich über sie lustig. Als er wegen Gotteslästerung angeklagt und verurteilt wurde, warf er, statt sich demütig zu verteidigen, dem Gericht Unfähigkeit vor und forderte eine Ehrung statt einer Strafe, denn seine Arbeit mit den jungen Leuten sei ein Segen für Athen. Das Gericht fand das nicht witzig und entschied auf Tod durch Gift.

Die Geschichte der Provokation war damit nicht zu Ende. Sie erreichte neue Höhepunkte bei den Nachfolgern des Sokrates. Zu diesen gehörte auch die kleine Gruppe der Kyniker. Ein Mann namens Antisthenes (455–360 v. Chr.), der von der Bedürfnislosigkeit des Sokrates, den er persönlich kennengelernt hatte, höchst beeindruckt war, wurde zum Vater der Lehre. Doch erst sein Schüler Diogenes von Sinope (400–ca. 328 v. Chr.), verhalf der Gruppe zu unsterblichem Ruhm. Er machte aus der schlichten sokratischen Genügsamkeit ein aufsehenerregendes Happening.

Diogenes lehrte, dass man seine Bedürfnisse auf die jeweils einfachste Art befriedigen solle. So glaubte er, den kürzesten Weg zum Glück entdeckt zu haben. In der Praxis sah das so aus, dass Diogenes auf dem Athener Marktplatz öffentlich onanierte, und dabei bemerkte, wie bedauerlich es doch sei, dass man den Hunger nicht ebenso einfach, etwa durch Reiben des Bauches, lindern könne.

Diogenes hatte kein Haus, sondern schlief mal hier und mal da, wie es sich gerade ergab. Eine Weile lang, so wird berichtet, hauste

14 *Provozieren*

er in einem mannshohen Vorratsgefäß aus Ton, das als Fass des Diogenes berühmt wurde. In seiner Tonne zeigt ihn auch das einzige antike Bildnis, das wir von ihm kennen: ein Medaillon im Zentrum eines Mosaiks, das im Römisch-Germanischen Museum in Köln aufbewahrt wird. Diogenes ernährte sich von Kräutern, Oliven und Gerstenbrot. Er trug einen Wollmantel, ansonsten war er nackt. Er liebte es, anderen den Stinkefinger zu zeigen und hat insofern einen Teil der Punk-Kultur bereits vorweggenommen. In Gesellschaft anderer furzte er gerne mal so zwischendurch – was die Athener veranlasste, ihn Hund zu nennen, da ihnen der Hund, der hinpinkelt, wo es ihm gerade passt, an Essensresten herumnagt und seine sexuellen Bedürfnisse öffentlich verrichtet, als das ordinärste Tier überhaupt vorkam. Diogenes nahm das Schimpfwort als Ehrentitel an. Als er starb, errichteten ihm seine Schüler ein Denkmal mit einem Hund darauf. Das Tier wurde zur Bezeichnung der ganzen Schule – denn der Name Kyniker stammt ab vom griechischen Wort *kynikos*, was so viel heißt wie hündisch. Später wurde daraus dann die Bezeichnung Zyniker. Doch der Zyniker von heute ist nur ein boshafter Spötter. Der Kyniker der Antike war zugleich Philosoph und wollte seine Aktionen auch als Diskussionsbeiträge, als Einsprüche verstanden wissen.

Diogenes war für seinen Witz und seine Schlagfertigkeit bekannt. Als Alexander der Große (356–323 v.Chr.) ihn aufsuchte und fragte, welchen Wunsch er denn an ihn, den großen König, habe, blinzelte Diogenes nur und sagte: »Geh mir aus der Sonne.« Doch bei Sprüchen ließ er es nicht bewenden. Diogenes schrieb ganze Tragödien, selbstverständlich alle mit einem kynischen Touch, und selbst eine Schrift mit dem Titel *Politik* soll er verfasst haben. Darin stellte er sämtliche althergebrachten Sitten auf den Kopf, meinte etwa, die staatstragende Institution der Ehe sei eine Gewohnheit, die man abschaffen solle. Als Alternative schlug er vor, die freie Liebe einzuführen, in der alle mit allen Verkehr haben, also der Nachbar mit der Nachbarin, aber auch der Sohn mit der Mutter oder auch der Sohn mit dem Vater. Gewiss würde so eine

freie Liebe zu Problemen führen, doch hat der scharfsinnige Diogenes auch diese bedacht. Da man, so erklärte er, in einer freien Liebesgemeinschaft nicht entscheiden könne, welches Kind zu wem gehöre, dürften sich alle als Eltern betrachten und müssten sich folglich auch alle gemeinsam um die Erziehung kümmern. Er meinte auch, dass doch nichts dagegen einzuwenden sei, wenn man das Fleisch Verstorbener aße, ja, er regte ein Gesetz an, wonach Kindern erlaubt sein sollte, ihre Eltern totzuschlagen.

In diese Richtung gingen auch seine Tragödien. Sie sind uns nicht erhalten, doch können wir aus Bemerkungen anderer antiker Autoren in etwa rekonstruieren, worum es ging. So ist überliefert, dass er einen *Ödipus* schrieb. In der klassischen Fassung ist es bekanntlich so, dass Ödipus entdeckt, dass er mit seiner Mutter geschlafen hat und sich daraufhin die Augen aussticht. Diogenes dagegen, der meinte, dass der sexuelle Verkehr mit Blutsverwandten nichts Unfrommes sei, gab der Geschichte, wie es scheint, eine positive Wendung. Die Tatsache, dass ein Sohn mit seiner Mutter schläft, hatte in seinen Augen nichts Tragisches, sondern war begrüßenswert. Seinen *Ödipus* müssen wir uns daher als einen frühen Vertreter der Philosophie des ›warum nicht?‹ vorstellen.

In einem anderen kynischen Drama, von dem uns berichtet wird, bemerkt einer, dass er soeben das gekochte Fleisch seiner eigenen Söhne gegessen habe, doch auch hier tröstet der Kyniker uns mit folgender philosophischen Betrachtung: »Nach der richtigen Auffassung ist alles in allem enthalten und geht alles durch alles hindurch: Im Brot ist Fleisch und im Gemüse Brot, und ebenso dringen bei allen übrigen Körpern durch bestimmte unsichtbare Poren Mengen ein und werden zugleich auch wieder ausgedünstet.« Wenn es aber so ist, schließt Diogenes, dann besteht zwischen dem Verzehr der eigenen Kinder und den



16 *Provozieren*

sonstigen Mahlzeiten kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied. Also kein Grund zur Aufregung.

Worum es dem Diogenes in seinen Dramen ging? Er habe die Münze umgeprägt, erklärte er. Was im Griechischen einen Doppelsinn hat: *nomisma* bedeutet nicht nur Münze, sondern auch Brauch. Und tatsächlich hat Diogenes die bestehenden Sitten auf den Kopf gestellt.

Wie hat sie sich fortgesetzt, die Geschichte der Provokationen? Nach den Kynikern war erst einmal Schluss mit dem aufsässigen Philosophieren. Ein paar Generationen nach Diogenes wurde Athen von den Römern erobert. Die Philosophie brauchte Jahrhunderte, um sich davon zu erholen. Dann begann das Mittelalter, in dem zwar die Philosophie wieder auflebte, aber für Kynismus im alten Stil wenig Raum war. Verlassen wir also die Tonne des Diogenes und wenden uns gleich der *Kommune 1* zu, jener »Lebensgemeinschaft junger Maoisten«, die sich in den sechziger Jahren in der Niederstraße 14 am Stuttgarter Platz in Berlin gebildet hatte. Sie bestand überwiegend aus Mitgliedern einer ultralinken Splittergruppe des SDS, des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes*. Die Agenda der Kommunegründer war identisch mit derjenigen der alten Kyniker: Protest, Revolution, freie Liebe. Kommunegründer Hans-Dieter Kunzelmann erklärte damals auf die Frage eines Journalisten, was denn die Kommune eigentlich soll: »Ich habe Orgasmusschwierigkeiten und möchte, dass der Öffentlichkeit dies vermittelt wird.«

Doch nicht nur um Kunzelmanns Orgasmusschwierigkeiten ging es. Unter der Überschrift »Wann brennen Berlins Kaufhäuser?« hatten die Kommunarden gegen den Krieg in Vietnam protestiert. Diese Schrift wurde als Anregung zur Brandstiftung verstanden und brachte den Freunden Fritz Teufel (damals 23) und Rainer Langhans (damals 27) ein Gerichtsverfahren ein. Dieses verwandelten die beiden nach und nach in eine Performance. Schon der Auftritt der Angeklagten gab einen Vorgeschmack auf das, was noch kommen sollte. Rainer Langhans und Fritz Teufel erschienen

vor dem Berliner Landgericht in beeindruckenden Phantasieuniformen. Rainer Langhans glich unter einem aufwendig frisiereten Lockenschopf einem Papua-Medizinmann. Zu einem lindgrünen Jäckchen mit orangefarbenen Knöpfen, mit Mao-Kragen und Manschetten in Blau trug er hellblaue Jeans. Durch Lockenstrudel und hinter kreisrunden Brillengläsern hervor spähten die Augen eines melancholischen Mäuserichs. Fritz Teufel hingegen war in einen fast knielangen, orangefarbenen Kittel gekleidet, an dem silberne Knöpfe blitzten, während Manschetten und Mao-Kragen in Violett erstaunliche Akzente setzten. Haar und Bart, eine perfekte Rundumfrisur, waren vergleichsweise dezent und seine Augen blickten eher stillvergnügt als trotzig revolutionär. Zwischen Kittelsaum und Boden ironisiert er die abendländische Kleiderordnung: dunkle Hosen mit Nadelstreifen, dazu gelbe Socken und Wildlederschuhe. Solcherart aufgeputzt traten die beiden Studenten an, um ein autoritäres Ritual auf den Kopf zu stellen.

Einige wohlgezielte Jokes, die im Gerichtssaal explodierten wie Farbbeutel, ließen sie rasch zu den eigentlichen Vorsitzenden der Veranstaltung werden. Die Angeklagten verwandelten sich zu Anklägern, der Prozess geriet außer Kontrolle. Alles fing harmlos an. Der Vorsitzende Richter Walter Schwerdtner, damals 53 Jahre alt und damit Stellvertreter der Vätergeneration, begann die Verhandlung mit der Vernehmung zur Person:

RICHTER SCHWERDTNER Herr Teufel, Sie haben nun Gelegenheit, in eigenen Worten Ihren Lebenslauf zu schildern und Ihren Werdegang darzustellen.

HERR TEUFEL Ich stehe heute zum vierten Mal in einem politischen Prozess vor Gericht. Mein Lebenslauf ist inzwischen sattem bekannt, auch aus der ersten Inszenierung dieses Prozesses, der damals an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte.

STAATSANWALT TANKE Bitte, nehmen Sie zu Protokoll, der Angeklagte Teufel sagte, dass der erste Prozess an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte. Ich beantrage eine Ordnungsstrafe.

18 *Provozieren*

HERR TEUFEL ... und weil dieser Prozess an der Unfähigkeit des Gerichts scheiterte, halte ich es zur Aufklärung dieses komplizierten Sachverhalts für viel interessanter, wenn die Mitglieder der Staatsanwaltschaft und des Gerichts hier etwas sagen zu ihrem Lebenslauf und zu ihrem Werdegang. Ich glaube, die Öffentlichkeit hat einen Anspruch darauf. Zur Sache will ich mich von Fall zu Fall äußern.

RICHTER SCHWERDTNER Sie brauchen gar nichts zu sagen.

HERR TEUFEL So einfach will ich es Ihnen nicht machen.

Wenig später erwägt das Gericht, die Angeklagten einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen. Sofort folgt der Konter:

HERR TEUFEL Ich stimme der Untersuchung zu, wenn die Mitglieder des Gerichts und der Herr Staatsanwalt sich ebenfalls psychiatrisch untersuchen lassen.

Daraufhin kommt es im Gerichtssaal zu Begeisterungstürmen und zu tumultartigen Szenen, und der Vorsitzende Schwerdtner sieht sich genötigt, den Saal räumen zu lassen. Erst auf schriftliche Versicherung der Zuhörer, den weiteren Verlauf der Verhandlung nicht mehr zu stören, wird die Öffentlichkeit wiederhergestellt. Und gleich geht es weiter:

RICHTER SCHWERDTNER Meine Damen und Herren Zuhörer, wir haben Ihre Zusicherung zur Kenntnis genommen, ich bitte aber dringend, uns unsere Aufgabe nicht zu erschweren. Wir vertrauen darauf, dass Sie Ihre Zusicherung nicht brechen. Herr Teufel, Sie wollten eine Erklärung abgeben. Ich bitte Sie aber, sich von derartigen Dingen wie vorhin zu enthalten.

HERR TEUFEL Herr Langhans wollte etwas sagen.

HERR LANGHANS (*ironisch*) Ich kenne mich nicht aus, wieweit das erlaubt ist, aber ich möchte zunächst dem Antrag meines Freundes Fritz beistimmen und ihn folgendermaßen erweitern.